

## Unter der Asche.

Roman von F. Haldheim.

Der Abend verging rascher, als Adriana gehofft hatte.

Die Mehrzahl der anscheinend heiter Plaudernden war innerlich mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, aber selbst der Baron gab nach und nach die ihm so ungewohnte Steifheit auf; denn er fand keinen Grund, sich seiner geheimen Eifersucht zu überlassen.

Gemming war es zumeist, der Anregung in den kleinen Kreis brachte. Er saß Annita gegenüber und schien entzückt von ihr. — Und sie? — Nun, sie war zum erstenmal seit ihres Vaters Verwundung wieder unter Fremden, und da es ihm so gut ging und er ihr und Klara versichert hatte, es würde ihm nur eine große Freude sein, wenn sie ihm nachher sagen könnten, daß sie sehr vergnügt gewesen seien, so gab sie sich ganz ungezwungen ihrer glücklichen Laune hin.

Mit einem Nächeln auf den Lippen — sie wußte nicht, wie trübe und melancholisch es war, wenn sie sich einmal einen Augenblick vergaß — sah Alix auf das reizende Mädchen, das sie in jeder Hinsicht Gemmings so würdig finden mußte.

Heute regte sich zum erstenmal etwas wie ein schmerzlicher Neid gegen Annita in Alix. Sie dachte darüber nach, daß diese mit ihrer Schönheit und Aumuth und mit der Göttergabe, Liebe und Sympathie zu erwerben, wo immer sie erschien, so sehr vor ihr bevorzugt sei.

Was hatte Annita gethan, das Glück zu verdienen? Und was verschuldete sie selbst, daß sie immer und immer im Schatten stehen mußte? Ach, es war Gemming nicht zu verdenken, daß er sich angezogen, ja bezaubert fühlte; es kam ihr nur so hart vor, daß sie an ihm diesen jähen Wechsel erleben mußte. Aber warum? Was ging es sie noch an, daß er für sein glückselndes Herz Befriedigung suchte. Wie hätte sie ein Recht gehabt, ihm dies zu verargen? Hatte sie ihn nicht schroff und ohne jede Schonung zurückgewiesen, als er ihr die Wahrheit, diese Wahrheit, vor der sie jetzt längst die Augen nicht mehr schloß, gesagt hatte?

Wie im Kreise drehen sich diese Gedanken in ihrem Hirn, und dabei sprach sie mit dem Pastor von seinen Kindern, mit dem Doktor über dessen heranwachsende Tochter und seinen Garten, sah immer wieder, wie Gemming, der zwischen Klara und Adriana saß, nach Annita hinüber blickte, und wie Graf Winsteins Züge einen tiefen heimlichen Aerger zu verbergen strebten, sie sah, wie Adriana, mit ihm und ihrem Gatten plaudernd, heute nichts als von jenem heiteren Uebermuth, welcher so leicht auch mal an die Grenzen der feinen Weiblichkeit stieß, sondern wie sie vorsichtig ihre Worte abwog und dadurch eine andere war als sonst.

Früher hatte sie oft Adrianas scharfen Blick für die Gemüths- und Lebenszustände anderer Menschen bewundert, und diese hatte ihr geantwortet: „Kind, man muß nur selbst einmal erst heimlich und schwer gelitten haben, dann wird man Mitleidend für die geheimen Schmerzen der anderen.“

Heute fiel ihr dies Wort ein, weil sie sich selbst über ihre Wahrnehmungen wunderte.

Auf Klara lag es wie eine stille, sehr große Freude. Sie gab sich unbefangen und so offen und rücksichtslos, im Gegensatz zu ihrer früher so heimlichen Furcht vor der Auslegung Fremder, daß Alix sich wunderte.

Sie erzählte dem Grafen Winstein, als es zufällig nicht zu umgehen war, daß sie einst Gerners Braut gewesen und daß sie nun ihn pflege.

Seine Tochter saß ihr gegenüber, also hatte der einstige Bräutigam eine andere geheiratet.

„Tout comme chez nous!“ dachte der Graf, nur daß seine verlassene Braut nicht auf ihn gewartet, sondern mit ihrer schönen Person und ihrem großen Vermögen diesen wilden Jäger beglückt hatte, der von nichts zu sprechen wußte als von Jagd, Sport und Landwirthschaft.

„Ach, man kann zu Zeiten nicht umhin, seine klügsten

Streiche am bittersten zu bereuen!“ sagte Winstein sich heute. Wie wohl wäre ihm jetzt, wenn er statt dieses Laura Adrianas Geld hätte!

Dann würde ihn freilich keine Menschenmacht in diesem Krähwinkel halten, dessen kleine Verhältnisse ihm ein Greuel waren. Der Baron fühlte die wachsende Mißstimmung Winsteins instinktiv. Und in demselben Maße hob sich seine eigene Laune, denn natürlich war er der Sieger.

In seinem Herzen blies die Eitelkeit großen Tusch und die Genugthuung und Freude machten ihn in einer Weise lebenswürdig gegen den besiegten Nebenbuhler, daß Winstein nicht umhin konnte, den Triumph herauszufühlen.

Indeß alle diese innerlichen Vorgänge spielten sich ab hinter dem Nächeln und dem Plaudern über die gewöhnlichen Unterhaltungsgegenstände.

Als endlich die Gäste Abschied genommen — der Baron gab ihnen als guter Wirth das Geleit — sanken Alix und Adriana mit einem Blick des stummen Einverständnisses auf das Sopha.

„Welch ein schrecklicher Abend!“ sagte Alix.

„Ich bin blödsinnig vor Abspannung!“ klang es gleichzeitig von Adrianas Lippen.

Dann lachten sie beide über ihre abscheuliche Unhöflichkeit gegen die kaum verschwundenen Gäste, und Adrianas Humor bewies ihre augenblickliche Selbsterhöhung. Als der Baron dann wieder eintrat, erzählten sie ihm, worüber sie gelacht hatten, und er sagte gutlaunig: „Ja, ja, es mag dir schwer genug geworden sein, Frau, aber du hast deine Sache gut gemacht.“

\* \* \*

Es war ein Brief von Leo gekommen — ein kurzer Brief — wieder an seinen Bruder gerichtete. Er war in England gelandet. „Verzeiht mir, wenn ich mein Kommen noch einige Wochen hinauschiebe, ich fühle das Bedürfnis, meiner Bildung aufzuhelfen, indem ich mir eine Reise durch England gestatte. Zudem fand ich eine sehr konvenirende Reisegesellschaft, also Baron! besonders von meiner kleinen Penelope!“

Des Assessors Miene war wieder einmal sehr bewölkt, als er Alix, welche allein auf dem Altan saß und nähte, diesen Brief brachte.

„Ich habe keine Entschuldigung für meinen Bruder. Sie müssen wissen, ob Sie ihm verzeihen können und wollen!“ sagte er herbe.

Sie antwortete nichts Besonderes darauf. Im Grunde war es ihr lieb, daß Leos Rückkehr sich verzögerte, aber ihre immer von neuem verwundete Eigenliebe, ihr berechtigtes Selbstgefühl lehnten sich jetzt gegen diese Rücksichtslosigkeiten auf, nicht, weil sie durch Leo litt, sondern einzig und allein in dem Gedanken, daß sie vor Gemming diese Demüthigung ertragen mußte, denn er würde sie erfahren, das war zweifellos.

Und sie hatte Gemming gesagt, daß sie diesen Mann, der sie seit Jahren so mißhandelte, noch liebe.

Was dachte er von ihr? Nannte er dies Würdelosigkeit? Wollte er ihr zeigen, daß er keine Achtung hatte für eine Frau, die ihrer Selbstachtung solche Beleidigung anthun ließ und dennoch sagte: „Ich liebe ihn!“

Sie hatte jahrelang Geduld gehabt, jetzt plötzlich regte sich in ihr des Vaters Blut und ein so leidenschaftlicher Zorn, daß sie meinte, zu ersticken.

Adolf v. Lutzart erschraf vor dem dumpfen Schrei, mit dem sie plötzlich auf die Füße sprang und an dem Ringe zerrte, den sie einst von Leo empfangen hatte und den sie sichtlich in das Wasser des Flusses schleudern wollte.

Aber der Ring war zu eng geworden, ließ sich nicht so ohne weiteres abstreifen. Sieben Jahre hatte sie den kleinen Reif am Finger getragen, an eine Kinderhand hatte Leo ihn



gestedt, jetzt trug ihn das sich seiner selbstbewußte dreißig-  
zwanzigjährige Mädchen, ein voll entwickeltes Weib.

„O, und er wollte sich nicht abziehen lassen, dieser Ring, der  
sie brannte wie glühendes Eisen, der ihre Seele versengte und  
ihr ganzes Sein vergiftete.“

„Aliz, liebe Aliz, fassen Sie sich,“ bat Lußgart und war  
ganz erschrocken, im höchsten Grade erschrocken über dieses  
Hervordringen einer Leidenschaft, von deren Vorhandensein er  
nie eine Ahnung gehabt hatte.

Was mußte dies Mädchen gelitten haben, wenn es solche  
Gluth in sich trug! Und wie bewunderte er diese Selbst-  
beherrschung, mit welcher Aliz, sich plötzlich auf sich selbst be-  
finnend und die Hände vor das Gesicht legend, schweigend da-  
saß, während ein fieberhaftes Zittern ihren ganzen Körper  
schüttelte.

Nach einer Weile blickte sie auf. Wie krank und abgESPANNT  
sie ausjah und wie hoffnungslos ihre Augen vor sich hin-  
starrten!

„Wie nimmt es Ihre Mutter, Adolf?“ fragte sie matt.

„Auch an ihr handelt Leo wie ein Frevler,“ sagte er heftig.

„Sie hat diese Wochen in einer Stimmung verlebt, wie ich  
sie so friedvoll und ruhig nie bei ihr gesehen habe. Die Ur-  
sache freilich, nun Aliz —“

„Was hatte er? Warum war er plötzlich nicht im stände,  
noch eine Silbe zu sprechen? Warum wogte seine Brust so  
ungestüm?“

„Aliz! Sie sind nicht allein unglücklich, ich bin es mit  
Ihnen!“ rief er, und, indem er ihre Hand an seine Augen  
zog, fühlte sie, wie heiße Tropfen darauf fielen.

Sie verstand ihn sofort. Wie das kam, wußte sie nicht, sie  
hatte nur ein einziges mal flüchtig an die Möglichkeit gedacht.

„Armer Adolf! Ich weiß es, Sie lieben Annita!“ sagte sie  
leise. Er richtete sich straff empor. Vielleicht kam ihm selbst  
erst jetzt zum Bewußtsein, daß er sein heiligstes Geheimniß  
verrathen hatte. Seiner verschlossenen Natur war das so  
ganz und gar nicht gemä. Erschrocken über sich und der  
Erregung sich beinahe schämend, sah er sie schon an.

„Es ist so natürlich, Adolf. Wer liebt sie nicht? Aber  
wie dürfen Sie hoffen? Ihre Mutter —!“

„O nein, ich hoffe auch nichts, nichts; ich kann sie und  
ihren Vater nicht einmal schützen gegen die wieder hervor-  
brechende Feindseligkeit meiner Mutter. Ihr dauert es schon  
zu lange mit der sich vollziehenden Rache.“

Eine unbeschreibliche Bitterkeit lag in seinen Worten.

Auf einmal schrafen sie beide zusammen.

Stimmen in der Nähe, bekannte Stimmen. Sie richteten  
sich empor und suchten, ihren Zügen die gewohnte Gelassen-  
heit, ein heiteres Lächeln zu geben, dabei sahen sie sich an mit  
erschrocken ungläubigen Blicken und — da waren die  
Kommanden schon.

Annita Gerner und der Rittmeister Gemming traten in  
fröhlicher Laune in die schattige Laube, welche der Altan schon  
jetzt bildete.

„Aliz, wir kommen als Bittsteller!“ rief Annita, die in  
ihrem mattgelben duftigen Frühlingskleid hübscher als je ansah.

Ganz betroffen und tief erröthend sah sie dann auf Lußgart  
und auf die mühsam beherrschte Aufregung in beider Zügen.  
Auf des Rittmeisters Gesicht malte sich dasselbe betroffene  
Staunen. Doch waren die beiden Kommenden viel zu zart,  
um nicht sofort diese Empfindungen hinter der Maske der  
Unbefangenheit zu verbergen.

Dennoch war es ihnen ebenso unmöglich, zu übersehen, daß  
Lußgart außergewöhnlich blaß und erregt war, und daß ein  
Widerschein davon auf Aliz' sonst meist so ruhigen Mienen lag.

Es handelte sich darum, Aliz und Adriana aufzufordern,  
an einer Fahrt über die Dörfer bis zu einem Forsthaus im  
Gebirge theilzunehmen.

„Herr von Lußgart begleitet uns vielleicht auch. Ich  
kutschire, und wir hätten einen reizenden Nachmittag im Walde  
in Aussicht,“ setzte Gemming hinzu, immer dieses heimliche  
Forschen in den Augen.

Am liebsten hätte Aliz schroff abgelehnt. Aber Lußgart  
kam ihr mit einer gewissen Hast zuvor und erklärte sich nicht  
nur seinerseits mit Vergnügen bereit, sondern, mit einem  
Versuch zu scherzen, er dürfe für Aliz und die Baronin wohl  
auch ja sagen, um so mehr, als dieselben heute allein sein  
würden, da der Baron in die Stadt gefahren sei.

Die Aufregung der letzten Viertelstunde hallte in Aliz noch  
zu mächtig nach, und dazu kam jetzt auch die sich ihr unab-  
weislich aufdrängende Ueberzeugung, daß ihre Ahnung sie nicht  
betrogen habe und daß Gemming der erklärte Verehrer  
Annita's sei. So war sie nur mit Mühe imstande, eine leid-  
liche Ruhe zu heucheln, um so mehr, als sie Gemmings  
Augen, ob er auch noch so lebhaft mit Annita oder Lußgart  
sprach, in forschendem Ernst immer auf sich gerichtet fühlte,  
sobald sie es einmal wagte, ihre Blicke zu ihm zu erheben.  
Sie fühlte, daß er erstaunt war, sie in einem so lebhaften töte  
a töte zu finden, und unfähig, sich die Ursache davon zu erklären.

Annita hatte unterdeß meistens mit Adolf von Lußgart ge-  
sprochen. Der Papa sei ihm so dankbar, sagte sie, und würde  
sich sehr freuen, wenn der Herr Assessor ihm einen Besuch  
schenken möchte; sollte das nicht möglich sein, so habe er die  
Absicht, ihn selbst zu besuchen, um ihm zu danken, wenn nur  
der Arzt eine Ausfahrt erlaube.

Sie hatte einen anderen Ton gegen Lußgart als gegen  
Gemming — mit dem letzteren lachte und scherzte sie unaufrö-  
hörlich; zu Lußgart sprach sie in sichtbarer Befangenheit mit  
heiß errötheten Wangen und in ernstem, fremderen Tone;  
trotzdem klang Aliz alles, was sie sagte, von einer gewissen  
Weichheit durchweht.

Sollte Annita den Assessor gern haben? Oder war es nur  
Mitleid mit ihm, daß sie so gütig und freundlich zu ihm war  
— Mitleid und Dankbarkeit? Er hatte ja ihrem Vater da-  
mals zuerst Hilfe gebracht.

Während sie und Gemming stumm und verlegen dabei  
standen, erwärmten sich des Assessors düstere Mienen, und  
seine stille wohlthuende Freundigkeit erschien darin gemischt mit  
einem Ausdruck von Jaghaftigkeit, der ihn gut kleidete.

Ah, Aliz wußte jetzt diese Sprache seiner Züge und Augen  
zu deuten.

Der Arme! Er war schon glücklich über Annita's Gegen-  
wart und daß sie das Wort an ihn richtete! Natürlich  
würde aber Gemming ihm den Rang bei Annita ablaufen,  
trotz ihrer lieblichen Freundlichkeit gegen ihn. Denn ohne  
Zweifel mußte ihr der frische und jetzt so heitere Gemming  
besser gefallen als Adolf.

Nur eins begriff sie trotz alles Grübelns darüber nicht, wie  
Gemming ihr die Beleidigung antun konnte, Annita jetzt  
schon so offen den Hof zu machen.

Jeber feinfühlende Mann hätte an seiner Stelle doch eine  
gewisse Zurückhaltung gezeigt. Er that ja beinahe das Gegen-  
theil. Ah, gewiß hatte ihn damals nur eine flüchtige Regung  
des Mitleids mit ihr hingerrissen, und er war nachher froh,  
daß sie ihn abwies. Adriana, welche bei der Toilette war,  
ließ sagen, sie sabre jedenfalls mit.

„Also ich komme mit meinem Wagen und hole die Damen  
ab. Sie, Lußgart, treffe ich wohl hier!“

Das war, als Annita zum Aufbruch mahnte, Gemmings  
fröhlicher Ausruf. Er war in allerhöchster Laune und ging  
scherzend und lachend mit Annita fort, trieb allerlei Pöffen  
mit ihr, während Lußgart und Aliz ihnen bis zum Gartenthor  
das Geleite gaben, und benahm sich, meinte Aliz zornig bei  
sich selbst, wie ein glücklicher heimlicher Bräutigam.

(Fortf. folgt.)

[9]

## Die Gründung von Claratown.

Amerikanisches Zeitbild von Philipp Verges.

Mit einem jähen Ruck fuhr ich aus meinem tiefen, traumlosen  
Schlafe empor und erwachte. Mir war's, als ob über meinem  
Kopfe eine Gewehrsalve abgefeuert worden sei. Aber ich täuschte  
mich, es war nichts als das Stampfen der Pferde, die bereits  
unten vor dem Thore des Blockhauses standen. Eilig erhob ich  
mich, habete meinen Kopf in einer Schale kalten Wassers, die  
mein Chicagoer Freund bereitwillig für mich herbeigeschickt hatte,  
und stieg die Treppe hinab, um mein Frühstück zu suchen.

„Nun, da seid Ihr ja endlich, Fremder,“ empfing mich der  
würdige Landmesser, „ich besorgte schon, Ihr wäret krank; denn  
das verdammt fette Abendessen, welches ich gestern für Euch auf  
der Bank hinten im Hof bereit gestellt hatte, fand ich heute  
morgen noch unberührt vor. Es war ein laittiger Hammelbraten  
mit gerösteten Kartoffeln, ein Duzend importirter Aultern von  
Galveston und eine Flasche Kalifornierwein! Bismlich famose  
Klung selbst für einen newyorker Schnabel — he?“

Obgleich es mir herzlich leid that, das vortreffliche Souper durch meine Unkenntniß der Nüchlichkeiten verfehlt zu haben, freute ich mich doch darüber, daß der Beamte nicht die Absicht gehabt hatte, mich zu betrügen.

„Ich habe Euch unrecht gethan, Mr. Barnegate,“ sagte ich deshalb höflich, „denn ich war der Meinung, Ihr hättet es vergessen, für mein Abendbrot zu sorgen. Nun, ich hoffe, die Güte Eures Kaffees wird mich für meinen Verlust entschädigen!“

„Kaffee?“ fragte der Beamte erstaunt. „Wenn Ihr Kaffee gesagt habt, so muß ich Euch leider eröffnen, daß diese feine Bohnenpflanze in unserem Klima nicht gedeiht. Sie hat ihre Heimath im hohen Norden. Wir besitzen indeß einen anderen noblen Stoff —“ hier zog er eine grüne Flasche aus dem Stiefel und reichte sie mir — „Feuerwasser“ genannt, welcher weit bessere Dienste leistet. Da, nehmt einen Schluck oder auch zwei, denn Ihr sollt nicht sagen, daß Ihr Cure 5 Doll. umsonst ausgegeben hättet.“

Nachdem ich mit einigem Erstaunen einen Schluck des abscheulichen Zeugens hinabgewürgt und mich den bereits zu Pferde sitzenden Gefährten angeschlossen hatte, erschienen vier bis an die Zähne bewaffnete Reiter, die Gehilfen des Landmessers, und legten sich hinter ihrem Gebieter an die Spitze des Zuges, der sich alsbald geradenwegs in die Prairie hinaus bewegte. Hinter den vier Gehilfen, die eben so vielen struppigen Reuhungen glichen, ritten die beiden Bostoner, hinter diesen mein Freund Mr. Ernst Deab aus Chicago und ich selbst. —

Es war ein wunderherrlicher Morgen. Risse wogten die bunten Gräser der Steppe, durch die sich in der Ferne, gleich einer Fluth geschmolzenen Goldes, ein Arm des Canon-Flusses hinschlängelte. Hier und da sprang ein wildes Kaninchen vor uns auf und verschwand im schüßigen Dicht der Steppengräser. Auf dem Gipfelmeer des Urwaldes, der zuerst wie ein niedriger Wall an der Peripherie des fernen Horizontes erschien und sich, höher und höher empormachend, terrassenförmig vor uns aufzubauen begann, lag der goldene Schein der blendenden südlichen Morgenröthe. Und dann umfing uns das geheimnißvolle Dunkel des Wälderdomes, umgaben uns die uralten Säulen der Waldgründe, durch deren Dämmerung der Sonnenschein taufend glitzernde, wie von Feen Händen gesponnene Fäden hin und wieder zog.

Endlich, wir mochten etwa vier Stunden im Sattel gewesen sein, lichtete sich der Wald, und wir sahen uns am Abhange eines Hügel, von dessen Höhe der Blick ungehindert in die Ferne schweifte. Die Waldung hatte ihr Ende erreicht, aber nicht die Prairie, nicht die Steppe war es, die jetzt vor uns lag, sondern eine Fläche ganz anderer Natur — in der That, ein Fleckchen Welt von höchst seltsamem Aussehen. Während hinter uns die Zeit ihren eisernen Gang, von Urbeginn an bis zur Gegenwart, unaufhaltbar aufwärts geschritten war, schien sie vor uns, so weit das Auge reichte, schon in der Tertiärperiode zum Abschluß gekommen zu sein. Nach allen Seiten hin war der Grund

bis an den fernen Horizont mit einem überwältigend üppigen Pflanzenwuchs bedeckt; unermessliche Büsche von riesenhafteren Farrenkräutern säumten das Ufer des stillen Erdrichs ein, um weiterhin ganzen Wäldern von braunköpfigem Schilf, dem „bullrush“ Stawathas, und ausgedehnten Wiesen von tabakösen Lilienblättern Platz zu machen, an die sich ein dunkelgrüner, von der unheimlich lebenskräftigen Vegetation der Wasserpest gewobener Teppich fügte und endlos in die Weite dehnte. Myriaden von schillernden Libellen schwebten über dem grünen Teppich auf und ab, langbeinige Sumpfvögel selzten gemächlich über die Lilienblätter der Wasserlilien und, um das Landschaftsbild aus einer längst untergegangenen Zeitperiode, die kein Menschenauge gesehen, voll zu machen, erhob sich in der Ferne deutlich der ungechlachte Kopf eines grünlich schillernden, riesenhaften Sauriers. — Ein jäher Schreck durchzuckte mich. War dies das Wild — die Bestien des Wassers, der Erde und der Luft — welches auf meinem Besitzthum sein Wesen trieb? —

Ehe ich mit mir ins Klare zu kommen vermochte, gab der Führer unseres Zuges das Zeichen zum Halten und wandte sich seinen Gästen zu.

„Wir sind zur Stelle, Gentlemen,“ sprach er, während aus seiner Tasche ein großer Nebelver herborlachte und auf dem Hals des Pferdes Platz nahm, „wir sind Euren Vänderreien wenigstens so nahe, darf ich sagen, wie wir ihnen überhaupt zu kommen vermögen. Was Ihr da vor Euch seht, Sir, ist ein Swamp, ein Sumpf von etwa zwölf Meilen Länge und Breite. In diesem Sumpfe liegen Cure —“

„Ah, ein Schwamp, ein Sumpf, sagt Ihr, also kein Land,“ unterbrach ich den Beamten aufathmend, „aha, das ist es also, Ich habe mich schon lange danach gesehnt, einmal einen dieser ungeheuren Sumpftümpel zu sehen. Indes — ist's noch weit bis zu meinem Besitzthum, Mr. Barnegate? Hoffentlich liegt es nicht gar zu sehr in der Nähe dieser unermesslichen Felsfüße?“

Diese Frage schien den ehrlichen Beamten wiederum in Erstaunen zu setzen. „Euer Besitzthum?!“ Ihr fragt verdammt ungeschulzig, Sir. Sperrt doch Eure Ohren offen, ich sagte Euch ja, daß wir zur Stelle seien. — Eure 80 Acker Grundes liegen nämlich mitten in diesem Sumpf — seht Ihr, dort, wo jetzt der Alligator seinen Kopf aus dem Wasser reckt! 's ist etwa eine halbe Meile von hier entfernt und wenn Ihr gleich an die Arbeit geht und passende Hilfe findet, so wird es kaum länger als drei Jahrhunderte dauern, bis der Grund trocken gelegt ist. Bis dahin wird es mir wohl unmöglich sein, Euer Besitzthum zu vermaßen, denn ich sehe keinen Weg, um über den Sumpf zu Eurem Landgut zu gelangen. — Und die andern Vänderreien, Gentlemen! — hier wandte er sich an die übrigen — „liegen nicht weit von denjenigen dieses sehr achtbaren Fremden entfernt, ebenfalls mitten im Sumpfe, sodas ich auch euch den Rath ertheile, die Austrocknung des ersteren abzuwarten, ehe ihr eine zweite Reise hierher zu unternehmen beschließt!“

(Fortf. folgt.)

## Bunte Zeitung.

\* Sehr interessante Dichterbriefe befinden sich in der reichhaltigen Autographen-Sammlung, die durch das Antiquariat von S. A. Stargardt in Berlin gegenwärtig zum Verkauf gestellt wird. Ein eigenhändiger Brief von Gottfried August Bürger, datirt „Wollmershausen, 26. Februar 1778“ entfällt u. a. folgende charakteristische Stelle: „Wenn Ihr mir jetzt helfen könntet, so sehd Ihr mein Prinz, mein König, mein Kaiser. Wo aber nicht, so sehd Ihr ein — Kerl, wie ich. Seht! Geld haben wir wie Heu, und werdens erst noch kriegen. Denn in Kurzem werde ich das 5. hundert von meinen Subscribenten allein überspringen. Woie hat die 400 und wie viele lassen sich noch mit Gewißheit erwarten? Aber dennoch bin ich ein — Kerl. Ich soll eine Bürgschaft von 1000 Thalern in hiesigen Lande bestellen und habe hier leider! keine liegenden Gründe. Sonst bin ich freilich kein Lumpenhund!“ Bemerkenswerth sind auch die folgenden Aeußerungen in einem Briefe Friedrich Spielhagens vom 13. November 1857: . . . „Es wird wohl jetzt einige Zeit währen, bis ich die Kritik abermals herausfordere. Meine „problematische Natur“ rückt kaum aus der Stelle und das hat seinen guten Grund. Außer dem Ertrage meiner literarischen Arbeiten und Schul- und Privatstunden meine einzige Hilfsquelle. Das Gehalt von der Schule ist ganz unbedeutend, und wie viel Privatstunden man noch zu geben imstande ist, wenn man, wie ich, im Laufe eines Jahres drei so bedeutende Arbeiten fertig macht, können Sie sich ungefähr denken. Nun habe ich für meine vier Bücher in runder Summe 200 Thaler eingenommen, d. h. zusammen mit dem, was ich bei dieser Lebensweise mit Stundengeben verdiene, weniger, als zu meines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. Stundengeben ist horribel langweilig und geisttödtend, aber es ist ein sicheres Brot. Ergo, es werden jetzt so viel Stunden gegeben, als ich irgend geben kann. Ich bin nicht so idealisch gesinnt, um mit irgend einem Schiller'schen Helden „den Ruhm für der Güter höchstes“ zu halten. Sie sehen, daß das „Mitterthum vom Geist“ auch seine sehr schattigen Seiten hat.“

\* Statistisches. Für die Beurtheilung des Zahlenverhältnisses der männlichen und weiblichen Bevölkerung des Preussischen Staates zu einander bietet die vorläufige Feststellung des Ergebnisses der Volkszählung am 1. Dez. 1890 schon hinreichend verlässliche Auskunft. Bezüglich der Verteilung der Bevölkerung nach dem Geschlechte vollziehen sich in Preußen wie anderwärts allmählig Veränderungen. Im Jahre 1867 befanden sich der „M. A. Z.“ zufolge unter 1000 Ortsanwesenden 504,8 weibliche, 1871: 507,9, 1875: 506,9, 1880: 508,2, 1885: 509,4 und 1890: 509,1. Bis zum Jahre 1867 war das männliche Geschlecht unter der städtischen Bevölkerung stärker vertreten als das weibliche; von 1871 ab war der Antheil des ersteren in den Städten zwar der Zahl nach schwächer geworden, jedoch immerhin verhältnismäßig größer als unter den Bewohnern des platten Landes, und 1885 vertheilte sich die Bevölkerung in den Städten fast ebenso nach dem Geschlechte wie auf jenem. Nach dem vorläufigen Ergebnisse der letzten Zählung hat indessen keine weitere Zunahme des auf das weibliche Geschlecht entfallenden Bevölkerungsantheils stattgefunden; vielmehr hat bei der gesammten wie bei der städtischen und ländlichen Bevölkerung die Zahl der männlichen Personen stärker als die der weiblichen während des abgelaufenen Jahrzehnts zugenommen.

Ueber die Lebensdauer und Todesursachen bei den Biergetrübten hat Dr. F. Sendner eine Studie geschrieben, welche eine treffliche Illustration der gesundheitschädlichen Wirkungen des Alkoholmißbrauches bietet. Für eine derartige Untersuchung erschien München als der geeignetste Boden, da wohl in keiner Stadt der Welt mehr Bier getrunken wird, als in München. Der jährliche Bierverbrauch beträgt für den Kopf in ganz Deutschland 88 Liter, in Bayern 209 Liter und in München insbesondere 531 Liter (1888) und sogar 565 Liter im Jahre 1889. Aus naheliegenden Gründen trinken die bei den Biergetrübten Beschäftigten noch weit mehr als die sonstigen Münchner Bürger. Welch unglaubliches Uebermaß von einzelnen dieser Leute geleistet wird, mag aus der Thatfache hervorgehen, daß ein Münchner Bierbrauer, der vor einiger Zeit an den Folgen seiner Trunksucht

In einer Berliner Klinik krank darniederlag, angab, täglich etwa 40 halbe Liter getrunken zu haben. Es ist bekannt, daß der Alkohol in seiner verderblichen Wirkung fast kein Organ des menschlichen Körpers verschont; aber erst in neuerer Zeit haben die Fachleute dem Einfluß des übermäßigen Biergenusses auf die Entstehung von Herzkrankheiten eine größere Aufmerksamkeit gewidmet. Professor Bollinger in München hat auch auf die auffallende Verbreitung der Herzkrankheiten in München hingewiesen und sie in unmittelbare Beziehung zu dem übermäßigen Biergenuß gebracht. Wie nun Sendtner jetzt nachgewiesen hat, kommt diese Abhängigkeit der beiden Faktoren von einander in den Sterblichkeitsverhältnissen derjenigen Gewerbe zum klarsten Ausdruck, welche dem übermäßigen Biergenuß zu huldigen besonders Gelegenheit haben. Das Material zu der Untersuchung boten die letzten 30 Jahrgänge der von der Polizeidirektion in München geführten Sterberegister. Während die Gesamtbevölkerung Münchens über 20 Jahre ein durchschnittliches Lebensalter von 53½ Jahr (um mehrere Jahre geringer als in den meisten anderen Gegenden Deutschlands) erreicht, wurde als mittlere Lebensdauer festgesetzt für die

Bierwirthe	51,35 Jahre
Bierwirthinnen	51,95 "
Braner	42,33 "
Kellner	35,9 "
Kellnerinnen	26,8 "
Weinwirthe	49,7 "
Weinwirthinnen	47,4 "
Branntweinbrenner	50 "

Während die Sterblichkeit der münchener Gesamtbevölkerung ihr Maximum bei den Männern im Alter von 50 bis 70 Jahren, bei den Frauen von 70 bis 80 Jahren erreicht, liegt es bei den Bierwirthen zwischen 40 und 50 Jahren, bei den Branern zwischen 30 und 40 Jahren und bei Kellnerinnen zwischen 20 und 30 Jahren. Unter den Todesursachen spielen in erster Reihe die Herzkrankheiten eine Rolle. Daneben aber fordern, wie Sendtner nachweist, die akuten Infektionskrankheiten unter den gewöhnlich übermäßigen Trinkern weit mehr Opfer, als unter der übrigen Bevölkerung. Am besorgsamsten ist der schlimme Ausgang der Lungentzündung bei Säulern. Der unglückliche Ausgang der Infektionskrankheiten mit ihren schweren allgemeinen Krankheitserscheinungen, die der Ausdruck der starken Inangriffnahme des ganzen Körpers sind, ist bedingt durch die von dem Alkohol hervorgerufene Herzschwäche und verminderte Widerstandsfähigkeit des Organismus.

\* Das erste Auftreten der „Mafia“ auf amerikanischem Boden, an welches die jüngsten Vorgänge in New-Orleans erinnern, geschah im Jahre 1869, zu welcher Zeit die Bewohner der Republik Paraguay auf das Furchtbarste von dem Tyrannen Lopez heimgesucht wurden. Der Diktator hatte sich zum vertrauten Freunde und Komplizen den italienischen Konsul, einen gewissen Chaperone, ausersehen. Chaperone spielte aber eine doppelte Rolle, denn er wußte sich zu gleicher Zeit bei den „Verdächtigen“ in Paraguay als ein ihr Unglück aufs tiefste mitfühlender Rathgeber und Freund einzuschmeicheln und ihr absolutes Vertrauen zu gewinnen. Die Bedrückten, die Tyrannet und Habgier von Lopez fürchtend, speiderten schließlich bei dem „edlen“ Chaperone ihre Juwelen und ihre Geldschätze zur Aufbewahrung auf. Kaum jedoch war dies geschehen, als der Verräther sich heimlich zu dem Tyrannen begab und diesem die Depositäre als Verchwörer denunzirte. Lopez ließ sie sämtlich unmittelbar darauf hängen; Chaperone aber, der den Empfang jener Schätze dem Tyrannen wohlweislich verschwiegen hatte, eignete sich die Depositen der Gemordeten an. So gingen die Dinge bis zu dem Tage, da Lopez, der Brasilien, wie die Republik Argentinien und Uruguay auf das Aeußerste herausgefordert hatte, auf dem Schlachtfelde seinen Tod fand. — An jenem Tage hielt es Chaperone an der Zeit, seinen unehrlich erworbenen Schatz in Sicherheit zu bringen, und so richtete er seine Schritte nach Buenos-Ayres, um sich von hier aus mit dem nächsten Dampfer nach Europa einzuschiffen. Da griff die Mafia, welche letztere zu jener Zeit durch eine Loge in Buenos-Ayres vertreten wurde, ein: ihre Mitglieder, die genaue Kenntniß von den Nebeltöthen Chaperone's erhalten, verammelten sich insgeheim, um über seine Verstrafung zu beschließen. Es wurde der Tod desselben verfügt und die Ausführung des Urtheils zweien Carbonari zuertheilt. Als Chaperone an dem seiner geplanten Abreise vorhergehenden Abend in einer einsamen Straße der Stadt promenierte, wurde er plötzlich rücklings von jemandem am Arme festgepackt, während eine zweite Person ihm ein Stilet ins Herz bohrte. Chaperone fiel auf der Stelle todt zu Boden. Die beiden Mörder aber waren spurlos im selben Augenblick verschwunden; sie sind niemals entdeckt worden, trotz aller Bemühungen der Polizei. Das an dem Orte des Dramas vorgenommene Stilet aber trug die in den Griff eingravirte Inschrift: „So sterben diejenigen, welche Italien entehren.“

— h. Berlin, 25. Mai. Genau hundert Jahre waren es gestern, seitdem einige Damen und Herren im Hause der Frau General-Chirurgus Voitus zu Berlin einen Verein zur Pflege des Gesanges gründeten. Von kleinen Anfängen hat sich dieser, die heutige Berliner Sing-Akademie, zu einer mächtigen Vereinigung entwickelt, deren Leistungen nach und fern verdiente Anerkennung finden. Die „Akademie“ besitzt ein eigenes Heim mit einem der besten Konzertsaale Berlins, welcher der heutigen Freier als Festsaal diene. Nachdem die Wüste des ersten Vereinsdirigenten, Karl F. Fasch, die im Vorgarten des Akademie-Gebäudes Aufstellung gefunden hat, am Morgen feierlich eingeweiht war, fand am Abend das erste Konzert im Festsaal statt. Eine erlebte Gesellschaft hatte sich eingefunden, fast alle bedeutenden Vereine größerer Städte waren durch ihre Dirigenten als Ehrengäste vertreten. Wir bemerkten am Morgen und bei der abendlichen Festsaufführung Reinecke, Ruß und Jodasohn aus Leipzig, Schäffer und Hängel aus Breslau, Nebling und Brandt aus Magdeburg, Voretsch aus Halle, Mehrkens aus Hamburg, Stockhausen aus Frankfurt, Wüllner aus Köln, Witte aus Essen, Otto Kade aus Schwerin u. a. Die Kaiserin und Frau Prinzessin Friedrich Karl wohnten der ersten Hälfte des Konzerts bei. Das Programm enthielt nur Kompositionen von den fünf Direktoren, welche der Verein während seines Bestehens gehabt hat: Fasch († 1800), Zelter († 1832), Nungenhagen († 1851), Grell († 1886) und Prof. Martin Blumner, der seit 1876 die Leitung übernommen hat. Die Ausführung war glänzend, besonders die Wieberegabe des „Sanctus“ aus Grells sechsstimmiger Messe. Selten hört man Soprane, die so rein und leicht, so natürlich und innig zu singen vertheben. Glänzend verlief auch der zweite Festtag durch Aufführung der grandiosen h-moll-Messe von Bach. Entgegen der sonstigen Gewohnheit hatte der Dirigent mit Ausnahme einer kürzeren Stelle in der ersten Havarie keine einzige Note getrichen, so daß die Aufführung volle 2¼ Stunden in Anspruch nahm. Der Chor sang seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Sicherheit und Kraftfülle. Großes Verdienst erwarben sich des Abends die Solisten Fr. Döberbeck, Fr. Spies, Hr. Wulff und Hr. Bek. Der dritte Tag wird die Mitglieder der Sing-Akademie, deren Ehrengäste und die Solisten der Festkonzerte zu einer Festsaal im Wintergarten des Central-Hotels vereinigen. — Der hochverdiente Direktor Prof. Martin Blumner ist aus Anlaß der Feier von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin zum Ehren doktor ernannt worden. — Aus Anlaß der Jubelfeier ist eine Medaille geschlagen (etwa 5 cm im Durchmesser), zu welcher der Architekt Landbauinspektor Gotthard Krüger in Berlin — der als hervorragender Bau-Solist von 1870—1879 der Sing-Akademie ausgezeichnete Dienste leistete — die Zeichnung gefertigt hat.

— Der Kaiser hat auf der internationalen Kunstausstellung außer Silber von Prof. Hertel und Köchling auch das farbenprächtige Bild von Felix Wolfart: „Im Mythenschoße der Alhambra“ angekauft. Wie die „Nat.-Ztg.“ mittheilt, hat sich der Porträtmaler Rudolf Wimmer in München im Auftrage des Kaisers nach England begeben, um umfassende Studien für ein Delgemälde vorzunehmen.

— Ueber eine neue Thatsache zur Kenntniß der Bakterien berichtet Privatdozent Dr. Conrad Brunner von der Universität Zürich in der neuesten Nummer der „Berl. klinisch. Wochenschr.“ Es handelt sich um den wichtigen Nachweis, daß pathogene Mikroorganismen unter Umständen durch den Schweiß ausgehoben werden, ein Nachweis, der sowohl theoretisch als praktisch von weitestlicher Bedeutung ist.

\* London, 21. Mai. Hier ist kürzlich ein typographisches Wunderwerk erschienen, das „Unier Water“ (Pater noster) in dreihundert Sprachen, jedes mit den Originallettern, also in dreihundert verschiedenen Alphabeten. Schon vor fünfzig Jahren war eine solche Polyglotte des „Pater noster“ in Wien erschienen, gedruckt in der kaiserlichen Druckerei, aber nur in zweihundert Sprachen.

\* M. Duebnow: Markgraf Otto mit dem Pfeil. Poetische Erzählung. 1891. 1.20 M. Der Verfasserin ist es gelungen, ein Stück vaterländischer Geschichte mit frischer Begeisterung und dichterischer Begabung neu zu beleben. Ein schöner Zug patriotischer Wärme befeuert die ansprechende Gabe, welche namentlich der Jugend dargeboten zu werden verdient. Daß man nicht an alle Partien der Dichtung den Maßstab strenger formvollendeter Schönheit legen kann, versteht sich von selbst; aber unbefriedigt wird sie keinen Freund der brandenburgischen Vorzeit lassen.

\* Heberwunden. Roman von Nina Gunt her. 2 Theile. in 1 Bde. Berlin, Otto Janke. 5 M.